

Sommerferien am Genfersee

Autor(en): **Hedinger-Henricj, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **49 (1945-1946)**

Heft 17

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SOMMERFERIEN AM GENFERSEE

PAUL HEDINGER-HENRICJ *

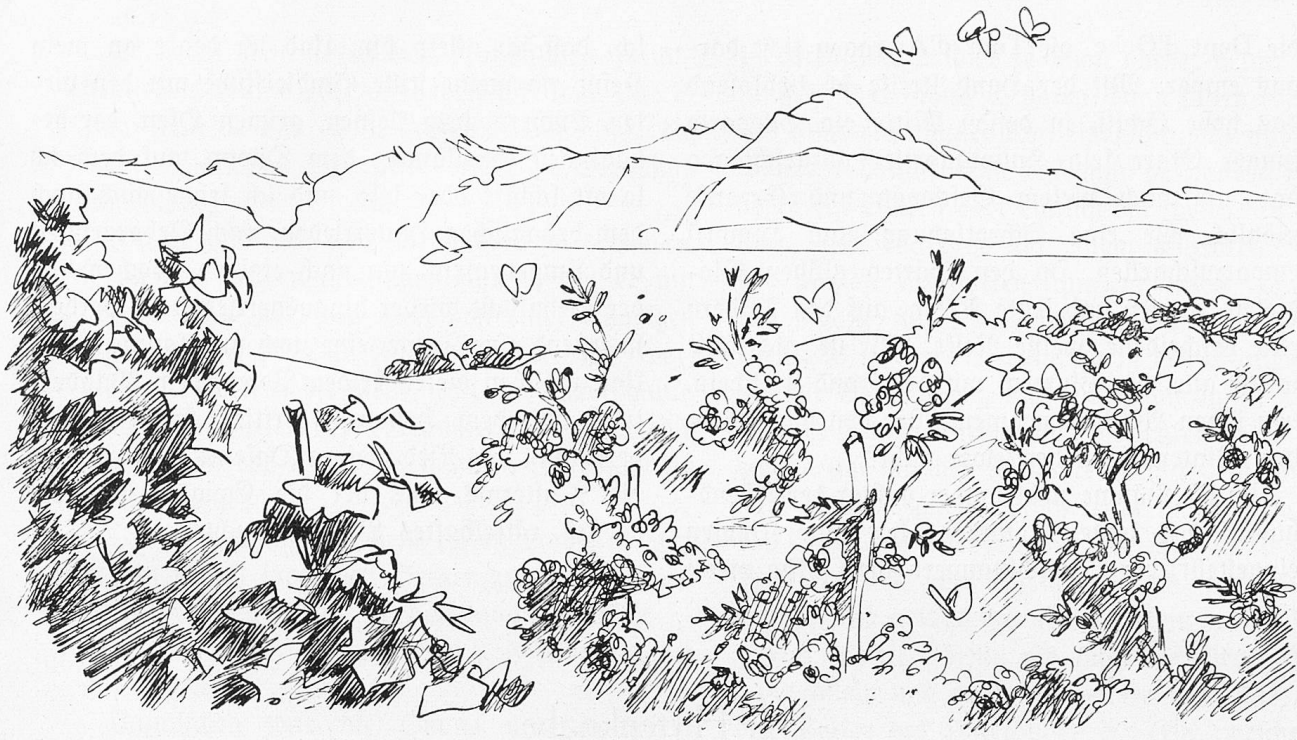
Sommer, dir sei Dank! Hast du mir doch noch einige schöne Tage aufgespart. Einer davon gehört meiner ganzen Familie, einer nur mir und meiner lieben Frau — und der dritte und letzte gehört mir, mir ganz allein!

Im Hafen erreichte ich mit Mühe den Dampfer, der sich groß aus dem grauen, wesenlosen Duft der Ferne abhebt. Eine zarte, kaum gesehene Linie sind auch die Bergklämme und Ketten. Nun fahren wir aus der ruhigen Bucht heraus; eine kühle, erfrischende Brise kitzelt die Haut. Zur Rechten ruht die sanft ansteigende Hügelstadt mit ihren Villen, Gärten und vom massiven Turm der Kathedrale überragt. Auf dem Schiff sind meist nur ältere Leute, Engländer, ein paar einfache Frauen aus der Gegend, eine jung sein wollende Pensionsdame mit einigen angehenden Fräulein aus der deutschen Schweiz. Auf allen

Gesichtern liegt die stille Freude, vermischt mit ein bißchen Stolz, am hellen Werktag eine Vergnügungsreise unternehmen zu können. In dem Städtchen Morges steige ich aus, um dem See nach schlendernd, wieder nach der Hauptstadt, meinem Wohnorte zu gelangen. Bald stehe ich an der schattigen Seepromenade und sehe dem entschwindenden Schiff, diesem Riesenschwan, nach. Einige Segelschiffe ziehen gemächlich vorüber, während die Möben wie immer laut lärmen und aufgeregte Gleitflüge ausführen. Ich werfe nur einen kurzen Blick in die krumme Häuserreihe mit den vielen Kaminen und wende mich der Küste zu. Ich begegne einigen kleinen, sonnverbrannten Mädchen, die, ihr primitives Badzeug unterm Arm, trotz der ziemlich rauhen Bise zum Baden gehen. Bald flattern ihre weißen Hemdlein an irgend einem Strauch; das Vergnügen beginnt mit viel Rufen, Kreischen und Spritzen. Ich schaue eine Weile zu. Überall ist Weiß und Blau

* Aus: Heimat- und Wanderbuch, Zeichnungen von Rudi Urech, Basel; erscheint im Sommer 1946.





vorherrschend, nur mein Städtchen Morges ruht in einem riesengroßen, grünen Busch, aus dem der gemütliche Kirchturm ragt und dem die beiden runden Zollhäuschen bei der Hafeneinfahrt vorgelagert sind. Eine kleine Weile, und ich nähere mich einer stattlichen Reihe von Pappeln, aus denen es wie Silberblitze fährt, da der Wind lustig mit den Blättern spielt. Welch ein schöner Strand ist hier! Zum Glück erscheine ich ohne Auto, sonst müßte ich eine besondere Abgabe entrichten. Dort, hinter Haselstauden, ist mein Badeplatz; denn da gelangt die scharfe Bise kaum zu und die Sonne scheint so heiß hin. Das Wasser ist noch recht angenehm warm, doch nicht mehr zum längern Verweilen ratsam. Ein Sonnenbad ist besser... Weiße und gelbe Schmetterlinge schaukeln an mir vorbei, suchen einander zu haschen, kreisen um einen runden Busch, aus welchem leises Richern und Geflüster von Liebenden vernehmlich wird. Und die kleinen Wellen des Sees nahen sich mir, fließen ab, kommen wieder und singen: Ewig wie wir ist auch das Leben mit seiner Schönheit, seiner Liebe, seinem Leid und seiner Rätselhaftigkeit.

Und die schlanken Pappeln flüstern: „Gewiß, 's wird sein, gewiß, 's wird sein.“ Da klirrt eine Kette. Auf dem Sträßchen naht ein Emdwagen, den ein strammer Brauner zieht. Wie eine betö-

rende Welle flutet der Duft des reifen Grases daher. Zuoberst auf dem Fuder haben sich zwei kleine Mädchen eingenistet. Ich kann einen braunen und einen blonden Haarschopf und ein Paar blitzende, schwarze Auglein wahrnehmen. Schon vorbei...

Es ist bald fünf Uhr; ich kleide mich an und gehe weiter. Nicht lange, da stehe ich in einer Schilfwildnis drin; es quatscht unter den Füßen.

Die Venoge, ein Bach von 15 Meter Breite. Nirgends eine Brücke, festgebundene Schiffe, zurück! Durch dichte Wirrnis, schön in ihrer Wildheit, führt so etwas wie ein Pfad bis hinauf zur großen Autostraße, über eine Brücke, dann wieder hinunter zum See. Eine halbe Stunde ist verloren. Etwas verärgert frage ich einige Fischer, warum denn niemand eine Brücke oder irgend eine anständige Verbindung mit dem schönsten Badestrand herstelle, da ließe sich im Sommer ein schönes Stück Geld verdienen. Da erzählen sie mir von schlechten Erfahrungen, die sie gemacht, von besondern Rechten der Gemeinden und Privaten, die an einem Übergang kein Interesse hätten, ... kurz, von dem kleinlichen Pfahlbürgergeist, der jede Vernunft und jeden Fortschritt unmöglich macht. Unterdessen hat der späte Nachmittag seinen roten Schleier über den See und die Berge gebreitet; einige Berggipfel, wie

die Dent d'Oche, die Tour d'Aï ragen licht daraus empor. Mit der Hand streife ich liebevoll das hohe Schilf, in dessen Mitte ein Schwarm junger Stare sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, um nach vielem Geschwätz und Gezank plötzlich wie eine Schrotladung zum Himmel emporzuschellen. In den Gärten glühen Gladiolen, Zynien und letzte Rosen, auf den Feldern eine bescheidene, weiße Nelke. Mir ist, als sollte ich sie alle, die Blumen, mit der Hand streicheln, von ihnen Abschied nehmen. Wer von uns würde den Winter überstehen? wer nicht? . . .

Um die Bäume zieht immer dichter der Abendhauch; das letzte Motorboot hat sein Klopfen eingestellt; der See schlummert schon. Nun merke

ich, daß ich allein bin. Und ich denke an mein Heim, an meine stille Studierstube mit den vielen Büchern, dem kleinen, grünen Ofen, der behaglichen Stehlampe, dem Diwan, auf dem ich so oft schlafe oder lese, und ich sehne mich nach dem behaglichen Hausfrieden, nach Geborgenheit und Umgebensein, um nach einigen Wochen von der Sehnsucht wieder hinausgetrieben zu werden, in irgend eine Ferne, eine noch unbekannte Welt. Und zwischen diesen beiden Polen, dem Wandertrieb und dem Heimweh zerfließt mein Leben, verauscht das Lied meines Daseins, und es naht die Finsternis, aus der die Ewigkeit wie ein großes, rätselhaftes Licht aufleuchtet.

Der Hirtenknabe

U-u, u-u-uu! Und aus dem Gebirge widerhallte der Ruf des Hirtenknaben. Er hatte bald alle seine Geißlein versammelt; eines nach dem andern war herzugespungen. Nun stieg er munteren Sinnes, in einem lauten Trubel von Herdenglocken und Gemecker, zu den Wohnstätten hinunter, hie und da einen hellen, übermütigen Jauchzer gen Himmel, in die Berge hinein oder ins Tal hinabschickend.

U-u, u-u-uu! . . . Und ein fleißiger Holzhauer im nahen Tannental antwortete mit dem gleichen Rufe. Dann schwieg der Geißhirt: er war an den Rand eines Abhanges gekommen, wo der Fels senkrecht zur Tiefe schwand. Hier galt nur eines: höchste Aufmerksamkeit walten lassen, um hinter den Ziegen keinen Fehltritt zu tun. Hinter diesen Ziegen, die sich einen Pfifferling um die Gefahr kümmerten und von einem Stein zum andern hüpfen, immer dem Rand des Abgrundes entlang, als hätten sie Freude daran, den Hüter, der für sie zitterte, rasend zu machen.

Als der unheilvolle Pfad zu Ende war, stieß er einen Seufzer, gemischt aus Dankbarkeit und Zufriedenheit, aus und schmetterte von neuem seinen Triumphruf in die Lüfte: U-u, u-u-uu! . . .

Drunten im Tale, am Fuße des Berges, warfen ihm zwei andere Hirten, die ihre Herde tränkten, als Gruß ein Echo zu.

Beim Durchqueren eines Haselbuschwäldchens machten die Ziegen Miene, sich wieder zu zerstreuen; vielleicht fanden sie, es sei noch zu früh, um in den Stall zurückzukehren. Hierhin eilend, dorthin setzend, sie beim Namen rufend und mit reichlichen Salzportionen anlockend, gelang es dem Ärmsten, sie als Herde beisammen zu halten und auf eine Wiese hinaus zu treiben, wo man das Dorf vor sich sah, welches unter den letzten Strahlen einer letzten, etwas vorlauten Sonne am Winterende zwischen den noch kahlen Kastanienbäumen lächelte.

Reuchend (nach dieser Hin- und Herheherei), aber froh, sein Rudel endlich aus jeglicher Gefahr herausgebracht zu haben, machte der Hirte eine letzte Salzverteilung an seine Ziegen; die angesichts einer solchen Verschwendung den Verstand wieder gefunden zu haben schienen und ihm ganz festlich gestimmt folgten. Nun er sich wieder etwas erholt hatte, wollte er die Tiere zählen: eins, zwei, drei . . . sechzehn. Er mußte sich verrechnen haben, weil die Zahl nicht stimmte, und begann von vorne: eins, zwei, drei . . . sechzehn. Es war also kein Irrtum; eines fehlte. Seine Augen schauten blitzschnell über alle hinweg und . . . fanden die Bianchina nicht, eine der besten, und die das Böcklein zur Welt gebracht hatte.